

Veren.
den 6. d. M.,
1/9 Uhr:
Sitzung
Mensa.



Qualitäts-
Medicinal-
Weine.

Import!
hell,
p. 1.50 M.
hell,
2,00
sin.,
1,60
sin.,
2,20
sin.,
1,00
Er-
lager,
1,00
Aus-
1,30
180 und 1,60
p. 0,70
g. Neuf. 10.
Weingroßhandlung
Co., Bremen.
Preisliste gratis.

en gesucht
niten - Wohnhaus
Garten von Beamten-
10 an die Exped.

Wohnung
nebst Hofraum zu
ten unter 8. 500
Bl. erbeten.

dene
ringe
denen Preisen
des Fingerringes
Kösters.

parafie Dorsten
lagen in jeder Höhe
ist solche auch per Post

Die Verwaltung.
Büro

ten,
der leicht Husten
innen und

reifer
sie im
hnee

und nasse Füße be-
heim Liebeland kann
werden, daß man
Krebst-Pest einführt,
was wasserfest werden
sollen bleiben.

20 u. 40 Wg. sind zu
l. Sackenberg, Wilt-
Hofthoff, Franz Schöll,
u. W. Bepht.

it erhaltenes
eibpuff
gegeben.

Neutrake No. 6.
kleinfleisch
ren, Woten, Schwan-
e, Nippen, Kopfcheile
Garantie guter Antunf
22 ab Neumünster in
den.

amatus
berreihen, Gernsch,
Sellenfchen, Woten-
ama, Gernsch, Woten-
werden durch Gernsch
(H. veronice, europ.
geheilt. Selen Sie
Sellenfchen, Woten-
aus 1 Mart in
Franz Schöll.

erhunde,
r, rachechte, schottische
preiwerth abzugeben.
der Expedition des Bl.

Bocholter Volksblatt

Amtlicher Anzeiger der Stadt Bocholt und benachbarter Orte.

Organ der Centrumpartei.

Verantwortlich für den redaktionellen Theil:

Dr. jur. Gg. Böckmann
in Bocholt.

Anzeigen kosten die Zeile oder deren Raum 10 Wg.
Bei größeren Anzeigen und Wiederholungen derselben gewähren wir
entsprechenden Rabatt.
Anzeigen-Aufnahme jedesmal bis Nachmittags 1 Uhr vor Ausgabe
der betr. Nummer. Größere Anzeigen wollen man uns jedoch möglichst
vormittags übermitteln. — Reklamen kosten pro Zeile 30 Wg.

Nr. 36.

Druck und Verlag von J. & A. Temming
in Bocholt.

Donnerstag, 8. Februar 1900.

Für den Reklamen- und Anzeigenthail
verantwortlich: A. Temming in Bocholt. 29. Jahrgang.

Die religionslose Regierungsschule in unseren Colonien.

In der katholischen Colonial-Zeitschrift „Kreuz und Schwert“ (Nr. 3, 1900) wurde zum ersten Male die Einrichtung religionsloser Schulen in unseren Colonien gebührend besprochen. Die katholische Presse nahm die Frage auf und am 25. Januar wurde dieselbe in der Budget-Commission des Reichstages behandelt. Abg. Prinz Arenberg beantragte Streichung eines Postens von 10 000 Mark für zwei neue Lehrer. Dabei betonte er, soweit der kurze Bericht erkennen läßt, daß er solche religionslose Schulen, welche hauptsächlich den deutsch-feindlichen Muhamedanismus fördern, nicht gut heißen könne, vielmehr die Bildung der Eingeborenen in christlichen Schulen fördern müsse. Ebenso verlangte er, daß die Colonialverwaltung nur christliche Eingeborene in Beamtenstellungen bringe.

Dem Prinzen antwortete Colonialdirector v. Buchka. Er verkenne keineswegs die Segnungen der christlichen Cultur. Gleichwohl müsse er bitten, den Antrag abzulehnen. Die religionslosen Staatsschulen dienten vornehmlich dazu, das arabisch-indische Element zu gewinnen und hätten sich in Ostafrika wohl bewährt. Die Einführung des christlichen Religionsunterrichtes würde die Schulen entleeren. Die Missionschulen leisteten nicht dasselbe wie die Staatsschulen. Auch sei es vorgekommen, daß in den Missionschulen die deutsche Sprache gegenüber der französischen und englischen zurückgesetzt worden sei. Auf alle Fälle würde es sehr bedenklich sein, von den religionslosen Schulen abzugehen. Auch in den englischen und französischen Colonien seien die Regierungsschulen religionslos. Er sei aber bereit: 1) die Regierungsschulen auf Muhamedaner zu beschränken; 2) mit den Missionschulen in Verbindung zu treten, daß sie ihren Lehrplan vervollkommen, damit die Unterbeamten künftig nur aus der christlichen Bevölkerung genommen werden könnten. Er hoffe auf das Entgegenkommen der Missionen.

Hierzu müssen wir einige Bemerkungen machen. Die Regierungsschulen sollen das arabisch-indische Element gewinnen. Warum? Damit es dem Staate Unterbeamte, Bürgermeister etc. liefere. Das ist ja der ausgesprochene Zweck dieser religionslosen Schulen. Nun sagt aber ein alter Ostafrika-Missionar in Nr. 5 von „Kreuz und Schwert“:

„Durch Beförderung von Muhamedanern in Beamtenstellen würde die Regierung ihre schlimmsten Feinde begünstigen, ihren besten Freunden, den Missionaren, aber schaden. Muhamedaner werden nur so lange getreue Beamte sein, als sie ihren eigenen Vortheil dabei finden. Sie werden ihren gewonnenen Einfluß aber auch zum Schaden des Christenthums geltend machen, denn jeder Muhamedaner ist gleichzeitig ein Missionar seines Bekenntnisses.“

Die Frage ist nun die: Will die Reichsregierung die Colonien zur christlichen Cultur des Mutterlandes führen? Ja oder Nein? Wenn ja, so begehrt sie einen politisch unberechenbaren Fehler, indem sie dem Islam noch Stärkung angedeihen läßt. In demselben Maße, als der Islam in der Achtung der Regier. sinkt, werden sich diese mehr der deutschen Herrschaft und der christlichen Religion zu. Je kräftiger und geachteter der Islam aber da steht, um so langsamer wird die christliche Cultur fortgeschritten. Die Regierung muß also, will sie fernblickend handeln, dem Kraberthum nach Möglichkeit die Lebensadern unterbinden, nicht ihm in die Höhe helfen. Wollen die Kraber und Indier Schulen haben, mögen sie selbst die Kosten tragen; daß die Regierung gerade ihnen Lehrer mit 5000 Mark Gehalt anstellen will und schon angestellt hat, ist absolut unpraktisch und unpolitisch.

„Die Missionschulen leisten nicht dasselbe wie die Staatsschulen“, sagt der Herr Colonialdirector. In welchen Fächern? Bis her wurden die katholischen Missionschulen wenigstens von allen Regierungsbeamten nur gerührt. Im Lesen, Schreiben, Rechnen können sie sicher dasselbe leisten, aber in moralischer Beziehung leisten die Regierungsschulen gar nichts, die Missionschulen dagegen erziehen gestittete und zuverlässige Menschen, wie der Staat sie braucht.

Die deutsche Sprache soll gegenüber der englischen oder französischen zurückgelegt worden sein. Das soll vorgekommen sein, also war es doch nicht die Regel. Herr v. Buchka vergißt, daß die kath. Missionen in Ostafrika lange vor der deutschen Westnahme mit französisch sprechenden Missionaren besetzt waren, die zum Theil noch heute dort wirken. Daß diese nicht im Handwinken deutsch lehren konnten, ist begreiflich. Die Beförderung der Missionen mit deutschen Kräften ist aber inzwischen stetig weiter geschritten. Dieser Grund trifft also heute nicht mehr zu.

In danteswerther Weise verpricht der Herr Colonialdirector, „mit den Missionschulen in Verbindung zu treten, daß sie ihren Lehrplan vervollkommen, damit die Unterbeamten künftig nur aus der christlichen Bevölkerung genommen werden können.“

Damit würde erreicht, was in dem Organ der katholischen Missionare „Kreuz und Schwert“ angestrebt wird. Wir erlauben uns, schreibt der Herausgeber, einige Andeutungen, was wir von der Colonial-Regierung erwarten.

Die Regierungslehrer an religionslosen Schulen beziehen rund 5000 Mark jährlich, ihre eingeborenen Hülflehrer 120—300 Rupien (1,40 Mk.) jährlich, außerdem werden alle Lehrmittel geliefert, endlich ist zu Gunsten der Regierungsschule eine Art Schulzwang eingeführt worden.

Neben solchen glänzend gestellten religionslosen Staatsschulen kann die ärmliche Missionschule natürlich nicht aufkommen, besonders wenn von oben herab

der Besuch der Regierungsschule geradezu erzwungen wird. Wir fordern also:

1) Die Religionschule sei nur ein Nothbehelf für solche Orte, an denen keine Missionschule besteht. In allen Staatsschulen wird christlicher Religions-Unterricht eingeführt, sobald Lehrkräfte dazu vorhanden sind.

2) Eine erhebliche Summe wird für Förderung des Schulunterrichts der Missionen ausgeworfen. Die Vertheilung geschieht nach Maßgabe der Schülerzahl an die Schulen beider christlichen Confessionen, welche nach dem staatlichen Schulprogramm arbeiten. Besondere Prämien für hervorragende Leistungen werden alljährlich nach stattgehabten Schulprüfungen durch den Gouverneur zuerkannt. (Was für religionslose Schulen recht ist, ist für christliche Schulen zu billig.)

3) Befähigte Schüler der christlichen Schulen ohne Unterschied der Confession gehen bei Bewerbung um staatliche Anstellung den nichtchristlichen Bewerber vor.

Auf dieser Grundlage wird die Colonial-Verwaltung leicht Entgegenkommen bei den verschiedenen christlichen Missions-Gesellschaften finden. Es wird in verhältnismäßig kurzer Zeit ein Schulwesen erblühen, das den Colonien wirklichen Segen bringt und die Herrschaft des Mutterlandes befestigt. Islam und Heidenthum haben Afrika ruiniert, entvölkert; christliche Sitte Cultur allein können die Stämme heben. Aus den christlichen Schulen geht die christliche Familie mit ihrem zahlreichen Nachwuchs hervor, und auf dieser ganz allein beruht die Zukunft unserer Colonien. Heidenische oder muhamedanische Schulen auf Staatskosten unterhalten — das hieße nichts anderes, als die Laister und Verbrennen des Heidenthums und Islams staatlich sanctioniren. Das ist aber sicher nicht die Aufgabe eines christlichen Staates. Zudem haben Kraber und Indier das Land nach allen Regeln der Kunst ausgelogen, hunderttausende von Menschenleben vernichtet. Selbst Eindringlinge, möchten sie auch ferner die Herren spielen mit Hilfe einer gefälligen Regierung. Wir hoffen, daß sie sich täuschen. Wollen sie sich nicht dem Christenthum zuwenden, möge sie dorthin zurückkehren, woher sie gekommen.

Politische Nachrichten.

Berlin, 6. Februar.

(*) Der Ueberweisung der 50 Millionen an die Provinzen werden von den Berliner „Vol. Nachr.“ keine günstigen Aussichten eröffnet. Der nationalliberale Antrag soll „kein geeignetes Hilfsmittel“ sein. Als einzig mögliche Auskunft bezeichnet das halbamtliche Organ, das bekanntlich in intimen Beziehungen zum preussischen Finanzministerium steht, eine grundlegende organische Gesetzgebung über die kommunalen Aufgaben und die kommunale Thätigkeit der Provinzen und die finanzielle Konkurrenz des Staates bei Aufbringung der Mittel für diese Thätigkeit.

* Erzbischof Dr. Sinar von Köln ist in Berlin eingetroffen, um sich nach altem Brauche dem Kaiser in seiner neuen Würde vorzustellen.

○ In der nationalliberalen Partei ist, wie bekannt, ein neuer Streit ausgebrochen, diesmal wegen der landwirtschaftlichen Fragen. Im preussischen Abgeordnetenhaus ist davon schon mehrfach die Rede gewesen; aber die nationalliberalen Redner suchten dort einen Zwiespalt innerhalb der Partei als nicht vorhanden abzuleugnen. Jetzt tritt nun ein süddeutscher Nationalliberaler, der Reichstagsabgeordnete für Hof, Kommerzienrath Münch-Kerber, mit einer Rundgebung hervor, die sich unmittelbar gegen den Abg. Dr. Krause und seine Ausführungen gegen den Bund der Landwirthe in Bromberg richtet. Der genannte Abgeordnete erklärt, daß „die süddeutschen Nationalliberalen“ nicht einverstanden sind mit den vielgenannten Ausführungen des Abg. Dr. Krause gegen den Bund der Landwirthe; Herr Münch-Kerber muß also seiner Sache sicher und sich bewußt sein, daß er seine süddeutschen Parteigenossen hinter sich hat. Für die nationalliberale Partei ist das aber nichts weniger als ein erhebendes Schauspiel.

* London, 6. Febr. John Redmond wurde heute einstimmig zum Vorsitzenden der Partei der irischen Nationalisten gewählt.

* London, 6. Febr. Eine Shanghaier Dalziel-Drahtung besagt: Als die Bäfte vom 24. und 25. erschienen, richtete der japanische Gesandte in Peking eine Note an das Jungli-Namen, worin er erklärte, daß, wenn die chinesische Regierung nur beabsichtige, den Prinzen Kwang-Sü zum Kronprinzen auszurufen, Japan sich nicht einmischen, daß es aber, wenn die Enthronung des Kaisers beabsichtigt sei, hättig einschreiten werde. Der Inhalt der Note wurde vor der Abendung den Pekingern Vertretern der übrigen Mächte mitgetheilt. Mehrere erklärten sich damit einverstanden.

C. Aus den Parlamenten.

(Reichstag. Sitzung vom 6. Februar.)

Der Reichstag hat am Dienstag trotz des wiederholten Widerspruchs des Staatssekretärs Niederding den sogenannten Arbeitgeber-Paragraphe in der „lex Heinke“ angenommen, der besondere Strafen einsetzt für den unbilligen Mißbrauch des Dienst- oder Arbeitsverhältnisses gegen weibliche Diensthilfen und Arbeiterinnen. Die Annahme wurde namentlich vom Centrumsabg. Noeren befürwortet, und der Abg. Heine theilte mit, daß auch die Sozialdemokraten hierfür und für das ganze Gesetz als für ein Nothgesetz stimmen wollen. Der Staatssekretär behauptete, der Arbeitgeber-Paragraph sei für die Regierungen „absolut unannehmbar.“ Man wird abzuwarten haben, ob das wirklich so ist.

Adelstolz und Bürgerherz.

Novelle von Nelly Franz.

(Nachdruck unterzagt.)
31) Graf Rudolph hatte durch rege, oft anstrengende Thätigkeit das anfangende Gefühl in seinem Innern zum Schweigen bringen wollen, aber je mehr er gegen diese nagende Reue kämpfte, desto mehr erkannte er das Unrecht, welches er an seiner Gemahlin begangen. Er sah jetzt mit ganz anderen Augen seine Handlungsweise an und verurtheilte mit unerbittlicher Strenge seine Schwäche, die der Mutter willfährte, ohne zu bedenken, welche Schuld er sich dadurch auflade. Auch Gertrud's Gedachte er in ganz anderer Weise, er erinnerte sich all' der kleinen Züge, welche ihm zeigten von den verborgenen Schätzen, die er nicht zu heben verstanden. Er gedachte ihrer herrlichen Augen, und der liebevollen, kindlichen Sorge für den kranken Bruder. Dann fragte er sich oft selbst: Wird sie wiederkehren, und werde ich es dann gelernt haben, ihr das zu sein, was ich ihr am Altesten versprochen? Anfangs hatte Rudolph nur einen argen, formellen Besuch beim Professor gemacht, der ebenso erwidert wurde. Je mehr aber Rudolph's Beziehungen die Anerkennung des alten Herrn herausbrachten, desto mehr schien sich das Verhältniß zwischen beiden zu klären. Rudolph erschien oft in Albert's Zimmer, wenn der Professor dort weilte, und nachher Abend verging unter den anregendsten und interessantesten Gesprächen. Bald auch begleitete er den Bruder in die Stadt hinunter und war dort ein gern gesehener Gast. Gertrud's Name ward auf Wunsch des Professors nicht genannt. „Es führt zu nichts und würde unser gutes Einvernehmen stören“, hatte er gesagt.

Der Professor war so eben, von Rudolph begleitet, zur Stadt gegangen, und Albert hielt ein Schreiben Gertrud's in der Hand. Sie erzählte von dem Abend bei den Rheinräd's, von den Trümpfen die sie gefeiert; aber alles in einem so lieblich, unbeschuligen Tone, wie ein Kind über seine reizende Suppe berichten würde. „Was gilt mir aber diese

fade Schmeichelei, zollt man sie nicht vielleicht nur dem Adel, den ich trage? Würde man nicht ganz anders denken und sprechen, wenn Gertrud Freugold an die Stelle der Baronin Felsen träte? O! wie bitter muß mich diese Erfahrung gekränkt haben, daß sie in mein Herzblut übergegangen und mich mit viel leicht ungerechtem Mißtrauen gegen die Menschen erfüllt! Ich denke dabei an meinen Gatten, ich ersehe mit dem tiefsten Gefühl meines Herzens ein Wiedersehen; aber mir bangt dennoch davor, weil ich fürchte, nur sein Pflichtgefühl wird ihn zwingen, mich anquernehmen. Aber dann überkommt mich ein beseligender Gedanke, er muß mich ja lieben, ich bin ja die Mutter seines herrlichen Knaben, also durch ein Band mit ihm vereint, wie es nicht heiliger Gedacht werden kann. Denke Dir, das Kind betet jetzt schon für den Papa, und dann setze ich jedesmal hinzu: „Ist uns bald vereint werden, o Gott!“ Albert blickte lächelnd auf die Zeilen, als Rudolph eben eintrat.

„Hast Du Nachricht von der Mutter, sie ist in Paris, nicht wahr?“
„Wahrscheinlich wird sie dieses Elision so bald nicht mit einem andern Fleckchen Erde verkaufen wollen. Aber der Brief ist nicht von der Mama.“

„Schrieb Gertrud?“
„Ja, und zwar einen sehr langen Brief. Sie erzählt mir von tausend Dingen, was sie gesehen und erlebt, und alles in ihrer alten lieben Weise. Ich glaube, die Ferne hat es nicht vermocht, den reinen Schmelz ihrer Seele zu bestechen.“

„Das hoffe ich, denn dann trifft mich doch wenigstens dafür kein bitterer Vorwurf. Aber hat sie denn noch immer kein Wort, keinen Gruß für mich, lieber Albert? Kann sie denn nicht wenigstens ver-
geben?“

„Sie grüßt Dir nicht, Rudolph; die Versicherung kann ich Dir geben, und das wird Dir genug sein. Was sie sonst denkt und thut, hat ja für Dich zu wenig Interesse.“
„Und soll es denn nie enden, niemals Frieden zwischen uns werden, die wir doch vor Gott so eng verbunden sind?“

„Das hoffe ich zu Gott, Bruder; denn so heilige Bande, wie Euch verbinden, wird wohl niemand wagen, frevelnd zu trennen.“

„Das glaubst Du, Albert; aber es sind nun fast drei Jahre, daß Gertrud mich verlassen, warum sagst Du mir nicht, wo sie ist? Ich will sie zurückführen, kein Gedanke soll ihr verrathen, daß mein Herz sie nicht liebt. Aber ich ertrage die Seelenqual nicht länger, das Glück eines Menschen vernichtet zu haben.“

„Glaubst Du denn noch immer, lieber Rudolph, daß Gertrud sich begnügen würde, hier gebuddelt zu werden? Hier im Schloß zu leben, weil es eben vor Gott und der Welt nicht geht, daß Eure Ehe getrennt wird? Lernst Du es denn niemals begreifen, was ich Dir schon so oft gesagt, daß nur die Liebe sie wieder in die Heimath zurückführen kann?“

„Wo hast Du es mir oft wiederholt; aber sage nur dem Fluß, er soll den Berg hinauffließen, und ebensoviele wie er Dir gehorcht, kann ich meinem Herzen gebieten, zu lieben. O Mutter! wie konntest Du mich und sie betrügen um ein ganzes, langes Leben voll Glück?“

Er reichte dem Bruder die Hand und wünschte ihm eine gute Nacht. Lange ging er unruhig in seinem Zimmer auf und ab, und ohne zu wissen warum, öffnete er die Thür, welche in Gertrud's Zimmer führte. Hier warf er sich in den Sessel, welcher am Schreibtische stand. In Gedanken versunken nahm er bald diesen, bald jenen Gegenstand zur Hand, um ihn im selben Augenblick ebenso wieder zurückzulegen. Dann stieg er den Kopf schwer in die Hand, wie jemand, der von tiefem Weide gebeugt ist. Aber was war das? — Plötzlich fiel sein Auge auf die Thür des Schränkchens, welche über dem Schreibtische war. Dieselbe war nicht verschlossen. Er hatte manchen Abend hier gesehen und lächelte ganz genau, daß er dieselbe niemals geöffnet gesehen. Aber hatte es gewagt, Gertrud's Rechte zu verletzen. Doch da drinnen herrschte die peinlichste Ordnung. Notizbücher, Schreibgerät, einige zerstreute Papiere und dergleichen war alles, was er dort fand. Eine kleine Lade zog er noch heraus, aber sie enthielt

auch nur ein sauber eingebundenes Notizbuch. Schon wollte er es wieder unbesehen niederlegen, als er von Gertrud's Hand die Worte auf dem Umschlag las: „Mein Tagebuch“. Rudolph stieg und fragte sich: „Dabe ich denn ein Recht, die Gedanken und Gefühle zu erforschen, welche die Schreiberin dieser Zeilen befeelen? — Ein Recht habe ich nicht, aber vielleicht bringt es Licht in meine Seele, vielleicht erkenne ich daraus, wie es mir möglich wird, das Verhältniß zwischen uns erträglich zu gestalten.“ Schon lag die erste Seite vor ihm. Es waren keine jüdischen Schriftzüge, welche hier die kleinen Ereignisse aufgezeichnet, sondern eine unökone, aber feste Hand hatte die Feder geführt. Er las:

Den 15. August. Die Tante sagt mir, es war ein ernster Lebensabschnitt, der für mich mit dem heutigen Tage begonnen habe, und darum denke ich all' die wichtigen Ereignisse hier niedergulegen. Heute fängt es gut an, aber wenn ich daran denke, kommt es mir doch gar drollig vor, und ich meine, der gute Papa hätte über seine alten Griechen und Römer ver-
gessen, daß sein Döchterchen erst sechsgehn und ein halb Jahr alt ist. Er will mich verloben und gar mit dem Grafen Rudolph. Anfangs glaubte ich, er mache Scherz, aber er belehrte mich eines anderen, und da habe ich gedacht, es wäre doch prächtig, Gräfin Sicksfeld zu heißen, in schönen Wagen spazieren zu fahren, glänzende Feste zu besuchen. Aber man soll seinen Gatten lieb haben, und so schön der Graf ist, nein, lieb habe ich ihn nicht, ja, wenn es Albert wäre!

17. August. Die Gräfin ist wie verwandelt, nennt mich ihr liebes Döchterchen, erzählt mir, wie herrlich es sich in den höheren Kreisen leben läßt, und spricht den Wunsch aus, ich möge Rudolph lieben, dann könne mir diese Zauberwelt erschlossen werden. Aber er sieht mich ja kaum an. Albert hat mich gern, und ich ihn von ganzem Herzen, o ich fühle es, wir würden glücklich sein, lebten wir zusammen. Wie dankbar er ist, wenn ich ihn pflege!

(Fortsetzung folgt.)

